COUNTERING FASCISMS IN NEW DESIGN

Fokus

Bildlegende
Grafik: Max Frischknecht

Wie werden Faschismen in zeitgenössischen Gesellschaften visuell dargestellt, legitimiert und verbreitet? Und wie können Design und Design Research Gegenstrategien entwickeln, um Widerstand zu leisten?

Mit «Countering Fascisms in New Design» setzt sich das Institute of Design Research ein Thema für ein ganzes Jahr: So beschäftigt es sich in Vorträgen, Podiumsdiskussionen oder Podcast-Folgen mit dem Faschismusbegriff aus Designperspektive. Kritisch untersucht wird das Zusammenspiel von extremistischer Politik, visueller Rhetorik, digitaler Gewalt und autoritärer Ästhetik. Dabei gilt es zu verstehen, wie neue (und alte) Formen von Faschismen wirken und welche Gegenstrategien bereits bestehen oder entwickelt werden können, um ihnen entgegenzutreten.

Aus der Forschung



Köpfe der Forschung

Michael Guggenheim ist seit dem 1. Oktober 2026 Leiter der HKB-Forschung. Geboren und aufgewachsen ist er in Zürich. Nach dem Studium der Soziologe an der Universität Zürich UZH und in Berlin promovierte er mit «Organisierte Umwelt. Intersystemische Wissensproduktion in Umweltdienstleistungformen». Danach war er als Assistent bei der Professur für Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsforschung der ETH Zürich tätig, dann PostDoc an der UZH und assoziierter Wissenschaftler am Collegium Helveticum Zürich. Immer wieder führten ihn wissenschaftliche Tätigkeiten und Forschungsaufenthalte ins Ausland – von Wien, Budapest, Montreal, New York und Helsinki bis schliesslich nach London. Nach 16 Jahren als Reader am Goldsmiths, University of London, ist er nun zurück in der Schweiz.

Michael Guggenheim, als Sozialwissenschaftler hast du dich schon immer für den Bereich der Künste interessiert. Du hast an Kunsthochschulen unterrichtet, mit Künstler*innen in Projekten geforscht und Ausstellungen gemacht. Woher kommt die Faszination?
Ich glaube nicht, dass es eine Faszination ist. Als Soziologe interessiere ich mich dafür, wie die Gesellschaft ist und agiert. Bereits während bzw. neben dem Studium, habe ich – was man heute manchmal künstlerische Forschung nennt – betrieben; einfach, weil mich die Auseinandersetzung mit audio-visuellem und sensorischem Material immer schon interessierte. Ich kam aus einem Punk-Umfeld, nicht im Sinne der Musik, sondern des «einfach-mal-was-Machens». So begann ich an Projekten mit Künstlerfreund*innen zu arbeiten, ohne ein präzises Verständnis von Disziplinen zu haben. Durch meine soziologische Beschäftigung mit verschiedenen Formen der Expertise und deren Verhältnis zu Laienpraktiken änderte sich dies jedoch. Mittlerweile habe ich ein sehr genaues Verständnis davon, weshalb es Disziplinen gibt, und wie sich deren Existenz auf verschiedene Praktiken auswirkt. In meiner Arbeit versuche ich, mit diesen Verhältnissen zu spielen. Viele Wissenschaftler*innen sind darin nicht besonders gut, Künstler*innen häufig aber schon – deshalb die Zusammenarbeit. Wobei ich in diesen Projekten eigentlich nie als «Soziologe» mit «Künstler*innen» zusammenarbeite im Sinne von: Ich kann dies und du kannst das. Sondern wir machen einfach ein Projekt und wer dabei was kann, ergibt sich im Projektverlauf. Wenn sich dann herausstellt, dass wir jemanden brauchen, die z.B. besonders gut gestalten kann oder eine spezifische Software programmiert, und wir beide können das nicht, dann nehmen wir diese Person dazu.

In welchen Forschungsgebieten bewegst du dich zudem?
Inhaltlich interessiere ich mich für die komplexe Gemengelage von Expertise. Mein Hintergrund sind die «Science and Technology Studies (STS)». STS begannen als Forschungsfeld, das die Praxis der Naturwissenschaften erforscht. Ich gehöre zu einer späteren Generation, die wichtige Einsichten aus dem Studium der Naturwissenschaften in andere Felder brachte, wie in die Umweltexpertise, das Bauen, die Katastrophenvorsorge oder das Essen. Das sind lauter Felder, in denen sich nicht einfach wissenschaftliches Wissen umsetzen lässt, sondern es in ein komplexes Zusammenspiel von Alltagspraktiken, Traditionen, ökonomischen Zwängen, rechtlichen Regelungen, vorhergehenden materiellen Infrastrukturen usw. eintritt. Und mich interessiert es theoretisch, empirisch und auch experimentell – im Sinne eines Eingriffs in diese Felder – diese zu erforschen.

Nach knapp zwanzig Jahren im Ausland hast du dich entschieden, als Forscher wieder in die Schweiz zu kommen. Was bietet die Forschungslandschaft Schweiz im Gegensatz zu England?
Geld. Nette Leute. Möglichkeiten. Funktionierende Bürokratie. Wenig Wettbewerb um des Wettbewerbs willen (sollen die Antworten nach empirischer Wichtigkeit, öffentlichem Signal, oder zufällig geordnet sein?). Da die Frage nach dem Gegensatz zu England spezifiziert, bleibt auch offen, was die Antwort in Bezug auf England impliziert. Auch in England gibt es Geld, Möglichkeiten, nette Leute und funktionierende Bürokratie. Vielleicht helfen hier die Wörter «noch», «nicht mehr», «weniger» etc. weiter. Konkret: Die Schweiz ist forschungspolitisch (noch) ein sicherer Hafen, mit extrem kompetentem Personal, funktionierender Infrastruktur und wenig sinnlosem Wettbewerb. Darauf aufzubauen, scheint mir wichtig. Angesichts des fortdauernden Zusammenbruchs der Universitäten in so vielen anderen Ländern ist das ein hohes Gut und ein Attraktor.

Was ist dir als Leiter der HKB-Forschung für unsere Forscher*innen wichtig? Und worauf dürfen wir uns freuen?
Wichtig: Eine unterstützende Atmosphäre. Konstruktive Kritik. Wissenschaftliche Auseinandersetzung. Ausgefallene, persönlich inspirierte, quirlige, intervenierende, politisch reflektierte Projekte. Gutes Essen. Gute Rahmenbedingungen zu schaffen. Freuen: Hoffentlich die Möglichkeit, «Wichtig» in der Realität zu sehen.

Besten Dank für dieses Gespräch.